

„Euer Hochwohlgebohren,
Habe ich die Ehre, in der Beilage den
mir von dem Ziegler Bihl in Waib-
lingen zugestellten Riß von der Ge-
gend, wo die röm. Töpfer- (Brenn-)
u. Ziegel-öfen neben neueren Kalk-
öfen aufgefunden wurden, mit eini-
gen Bemerkungen zu übergeben, wie
sie der in Hochdero Beyseyen genom-
mene Augenschein, u. nun die erneu-
erte Uebersicht derselben veranlaßte.“

Mit diesen Worten leitete am 18. Ok-
tober 1822, vor nunmehr 147 Jahren,
der damalige königliche Bibliothekar
Professor Lebret aus Stuttgart ein um-
fangreiches Schreiben an das Ministe-
rium ein, in dem er über die Ent-
deckung der römischen Töpferei in
Waiblingen in der Flur „Bildstöckle“
am Südrand der Markung, dicht nörd-
lich des Schüttelgrabens, berichtete.
Wenn wir diesen Bericht heute lesen,
dann mutet uns vieles von dem, was
Lebret ausführte, seltsam genug an.
Der Bericht ist weniger für die archäo-
logische Forschung als vielmehr für
die Forschung der Geschichte der
Archäologie bedeutsam; dennoch kön-
nen wir ihm einige Tatsachen entneh-
men, die einer Überprüfung standhal-
ten. Wir erfahren dort nämlich, daß
der Ziegler F. E. Bihl aus Waiblingen
beim Graben nach Lehm für die Her-
stellung seiner Ziegel auf Baureste
gestoßen war, die er, für den Fach-
mann nicht schwer zu erkennen, so-
fort als Töpfer- bzw. Brennöfen an-
sah. Da sein Interesse einmal geweckt
war, grub Bihl weiter und legte im
Laufe der Zeit insgesamt zehn Öfen
und einen Brunnen frei, wobei er
offensichtlich nicht nur um des Gra-
bens oder der Funde willen grub, son-
dern sicher ebenso sehr von der Neu-
gier getrieben wurde, einmal kennen
zu lernen, wie eine solche alte Töpfe-
rei ausgesehen haben mochte. Nicht

der Drang zur Schatzgräberei, sondern
eher eine beinahe schon wissenschaft-
liche Neugier war die Triebfeder sei-
nes Tuns. Dies sehen wir daran, daß
Bihl wohl einer der ganz wenigen
Männer seiner Zeit gewesen ist, die
versuchten, die Ergebnisse ihrer Aus-
grabungen auch in irgendeiner Form
festzuhalten. Er fertigte einen Lage-
plan und Zeichnungen der Töpferei
und der Öfen an — eben jenen von
Lebret erwähnten Riß — den wir
heute noch im Original besitzen. Wir
müssen es aufs tiefste bedauern, daß
Bihl zwar sauber mit dem Zeichen-
stift umzugehen wußte, es in der topo-
graphischen Wiedergabe jedoch an Ge-
nauigkeit fehlen ließ und auch bei der
Zeichnung der Öfen tatsächlich Vorge-
fundenes mit seinen Vorstellungen da-
von, wie es einst gewesen sein könnte,
vermischt hat. Mit der Feder scheint
er dann gar auf Kriegsfuß gestanden
zu haben, denn der Bericht, den er zu
diesem „Riß“ geliefert hat und der
ebenfalls noch vorhanden ist, ist mehr
als dürftig und für die Forschung
heute leider absolut wertlos. Dies darf
jedoch nicht als abfällige Kritik ver-
standen werden: Bihl hat damals mehr
geleistet und seine Sache wesentlich
besser gemacht, als es die Mehrzahl
seiner Zeitgenossen, auch derer, die
sich mit der Altertumsforschung ab-
gaben, getan hätte.

Auf seinem Plan (Abb. 1) hat er
links zunächst einmal die örtliche
Situation festgehalten. Wir sehen auf
einer terrassenartigen Anhöhe ober-
halb der Rems, die noch in ihren alten
Schlingen fließt, nördlich des Feld-
weges — Norden ist rechts — die
zehn Öfen um den Brunnen herum
gruppiert. Auch den Schüttelgraben
hat er eingezeichnet, der schon da-
mals unter der Landstraße nach
Schorndorf, der heutigen B 29, durch-
fließt. Südlich des Schüttelgrabens fin-

den wir die Kalköfen, nach denen die
dortige Flur ihren Namen trägt, und
nur das Bildstöckle, das einst im Win-
kel der Einmündung des Feldweges
in die Landstraße stand und der Flur
nördlich des Schüttelgrabens den Na-
men gab, hat er vergessen. Wir finden
es dafür auf einer anderen, gleichzeiti-
gen Zeichnung des römischen Töpferei-
geländes, die ein Beamter der Waib-
linger Amtsverwaltung namens Lang
anfertigte. Selbst die Geheime Mühle
fehlt nicht, und aus diesen topographi-
schen Angaben allein ließe sich die
Lage der Töpferei heute ohne weiteres
festlegen, auch wenn die genaue Lage
in Vergessenheit geraten wäre. Was
allerdings leider nur schwer möglich
ist, das ist die Identifizierung der ein-
zelnen, von Bihl ausgegrabenen Öfen
mit denen, die wir bei unserer Aus-
grabung 1967 gefunden haben. Am
besten geht das noch mit seinen Öfen
Nr. 17 und 23, die unbedingt den
Öfen unserer Zählung 15 und 13 ent-
sprechen. Möglicherweise entsprechen
seine Öfen Nr. 4 und 8 denjenigen
unserer Zählung Nr. 12 und 11. Die
übrigen Öfen können wir, da genaue
Maße der Entfernungen und der Lage
zueinander sowie besondere charak-
teristische Eigenheiten derselben feh-
len, nicht weiter einordnen.

Auch mit dem Brunnen, den Bihl da-
mals entdeckte, gibt es gewisse Schwie-
rigkeiten, weil der Lage nach die bei-
den Brunnen Nr. 1 und 3 unserer
Zählung hierfür in Frage kommen
können. Wahrscheinlich handelt es sich
aber um den ersteren, denn Professor
Paret berichtet, daß man im Dezember
1937 beim Pflügen auf eine große
Steinplatte gestoßen sei, die einen
noch 6 m tiefen Brunnen deckte. Offen-
sichtlich hatte also Bihl damals den
Brunnen nicht wieder eingefüllt, son-
dern lediglich mit starken Steinplat-
ten zugedeckt. Professor Paret ver-

fuhr übrigens
wir mit unse-
nen, fanden w
so vor, ledigli
bung Profess
tief frei lag u

Doch zurück
Lebrets. Er e
neben Scherbe
besonders gla
lata gefunden
hat von den
mit Zeichnun
zu liefern v
wärts gehend
enthalten“, u
noch: „Von d
Bihl ebenfalls
fern. Für die
der Plan) leh
ab.“ Ob Bihl
ben und die Z
ist unbekannt
sich in der S
bergischen Lan
mit Sicherheit
Verbindung g
Zwar ist eine
schüssel vorh
sichtlich alter
heit aus der
stammt, doch
mehr, ob sie
später bei an
den worden is
Es ist auch u
druck der B
auf das Minis
lich hatte ma
denn wir erf
Jahre nichts
Töpferei im
wie Professor
heute nicht n
entnehmen ko
aufgedeckt w
die Angelegen

Remstal 24

mit Berglen und Welzheimer Wald

Die Heimat- und Kulturzeitschrift für den Kreis Waiblingen

9. Jg. Dez. 1969

, nach... en die
amen trägt, und
as einst im Win-
; des Feldweges
nd und der Flur
grabens den Na-
essen. Wir finden
eren, gleichzeiti-
mischen Töpferei-
mter der Waib-
ng namens Lang
Geheime Mühle
essen topographi-
n ließe sich die
ute ohne weiteres
die genaue Lage
aten wäre. Was
schwer möglich
nizierung der ein-
gegrabenen Ofen
bei unse... Aus-
den h... Am
mit seinen Ofen
unbedingt den
g 15 und 13 ent-
weise entsprechen
nd 8 denjenigen
12 und 11. Die
wir, da genaue
en und der Lage
sondere charak-
n derselben feh-
nden.

en, den Bihl da-
s gewisse Schwie-
ge nach die bei-
und 3 unserer
Frage kommen
h handelt es sich
, denn Professor
an im Dezember
auf eine große
sei, die einen
en deckte. Offen-
Bihl damals den
eingefüllt, son-
arken Steinplat-
essor Paret ver-

fuhr übrigens nicht anders, denn als wir mit unserer Ausgrabung begannen, fanden wir diesen Brunnen ebenso vor, lediglich daß er nach der Grabung Professor Paret bis auf 8,5 m tief frei lag und Wasser sichtbar war.

Doch zurück zum Bericht Professor Lebrechts. Er erwähnt dort, daß Bihl neben Scherben und Gebrauchskeramik besonders glatte und verzierte Sigillata gefunden hat. Er schreibt: „Bihl hat von den vorgefundenen Scherben mit Zeichnungen besonders diejenige zu liefern versprochen, welche einwärts gehende Formen zum Abdruck enthalten“, und weiter unten dann noch: „Von dem Motivstein versprach Bihl ebenfalls eine Zeichnung zu liefern. Für die vorliegende (gemeint ist der Plan) lehnte er jede Belohnung ab.“ Ob Bihl die versprochenen Scherben und die Zeichnung je geliefert hat, ist unbekannt. Aus jener Zeit findet sich in der Sammlung des Württembergischen Landesmuseums nichts, was mit Sicherheit mit jenen Ereignissen in Verbindung gebracht werden könnte. Zwar ist eine völlig erhaltene Formschüssel vorhanden, die ganz offensichtlich alter Besitz ist und mit Sicherheit aus der Töpferei im Bildstöckle stammt, doch wissen wir heute nicht mehr, ob sie 1822 von Bihl oder erst später bei anderer Gelegenheit gefunden worden ist.

Es ist auch unbekannt, welchen Eindruck der Bericht Professor Lebrechts auf das Ministerium machte. Vermutlich hatte man dort andere Sorgen, denn wir erfahren für die folgenden Jahre nichts mehr über die römische Töpferei im Bildstöckle. 1840 sollen, wie Professor Paret seinerzeit einer heute nicht mehr vorhandenen Akte entnehmen konnte, nochmals drei Ofen aufgedeckt worden sein, dann geriet die Angelegenheit in Vergessenheit.

Erst 1912, also 72 Jahre später, stieß der Sandgrubenbesitzer Aldinger aus Beinstein ungefähr 50 m östlich der Stelle, an der Bihl erstmals gegraben hatte, auf weitere Brennöfen. Damals waren die Altertumsforschung und in Verbindung damit die Denkmalpflege gerade im Aufbau begriffen, und so untersuchte die königliche Altertümersammlung unter Leitung von P. Goessler, dem späteren Direktor des Württembergischen Landesmuseums, und in den folgenden Jahren unter der Leitung von K. Hähnle und G. Bersu die neuen Funde. 1931 wurde durch Oberlehrer Böttinger ein weiterer Ofen nördlich der Heerstraße, also weitab von den bisher genannten Fundstellen, aufgedeckt, so daß bis zu diesem Jahre insgesamt 21 Brennöfen und ein Brunnen bekannt waren.

Professor Paret hat 1938 in der Festschrift für A. Oxé einen kurzen, zusammenfassenden Bericht über die bis dahin bekannten Ergebnisse aller Ausgrabungen im Bildstöckle gegeben, und im Anschluß daran hat H. Ricken die bis dahin gefundenen verzierten Sigillaten und die Töpferstempel behandelt. Nur der Gebrauchskeramik hat sich bislang noch niemand angenommen, wohl weil man sie als Fundgattung nicht für so wichtig hielt wie die Sigillaten. So konnte es geschehen, eben weil man über erstere nirgendwo etwas nachlesen kann, daß die Töpferei im Bildstöckle bald allgemein als Sigillata-Töpferei angesehen wurde.

Als man im Jahre 1967 daran ging, das große Verkehrsbauwerk der beiden Bundesstraßen 14 und 29 in Angriff zu nehmen, da stellte sich heraus, daß die B 14 mitten durch das bekannte Töpfereigelände führen werde. Eine Verlegung der Trasse war nicht möglich, und so mußte eine neuerliche Ausgrabung ins Auge gefaßt werden,

die, weil die Bautermine damals arg drängten, vom Staatlichen Amt für Denkmalpflege, Stuttgart, in der Zeit vom April bis Juli 1967 durchgeführt wurde.

Auch der Ausgräber, der sich ja vor Beginn einer jeden Ausgrabung seine Gedanken über das zu untersuchende Objekt machen muß, um die günstigste Grabungsmethode zu wählen, indem er alles bisher Bekannte zusammenfaßt, erlag hier in Waiblingen der Vorstellung, daß es sich unzweifelhaft um eine Sigillata-Töpferei handeln müsse. Doch je weiter die Grabung voranschritt, um so mehr mußte diese Annahme korrigiert werden; denn unter den Funden, die in großer Menge zutage traten, war wenig oder nichts, das diese Theorie gestützt hätte. Bei Abschluß der Grabung konnten wir als Ergebnis festhalten, daß sich in Waiblingen einst zwar eine recht große Töpferei befunden hatte, die übrigens noch nicht völlig untersucht ist, in der aber ganz überwiegend das normale Gebrauchsgeschirr des täglichen Lebens hergestellt wurde, während die Anfertigung der Terra Sigillata eine untergeordnete Rolle gespielt hat und vermutlich wohl zu irgendeinem unbekanntem Zeitpunkt in das laufende Produktionsprogramm aufgenommen worden ist.

Von den festen Einrichtungen der Töpferei wurden die Überreste von 27 Brennöfen, 65 Abfallgruben mit teilweise sehr interessantem Inhalt, 5 Gebäuden und 6 Brunnen freigelegt. An Funden kamen schätzungsweise 20 Tonnen Scherben von Gebrauchskeramik und nur ungefähr 10 kg Sigillata-Scherben zum Vorschein, was einem Verhältnis von 1:2000 entspricht. Da alle Scherben mit wenigen Ausnahmen zwar gewaschen, aber sonst noch ungesichtet in den Magazinen des

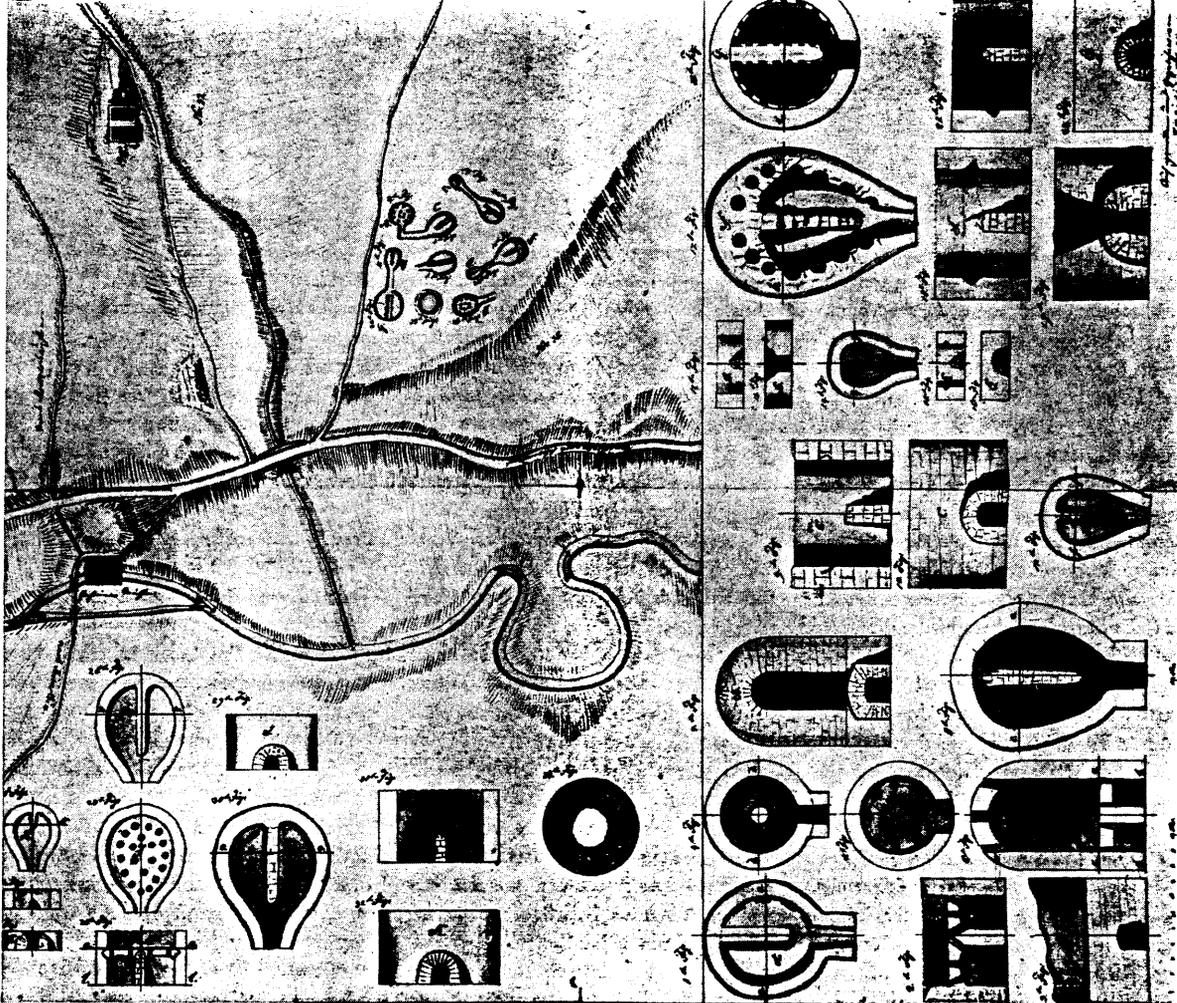


Abb. 1: Plan des römischen Töpfereigeländes von F. E. Bihl, 1822 von ihm selber gezeichnet

Württembergischen Landesmuseums lagern und ihre wissenschaftliche Auswertung noch geraume Zeit in Anspruch nehmen wird, wollen wir uns hier darauf beschränken, die allgemeinen Verhältnisse in der Waiblinger Töpferei kennenzulernen, während wir für die Keramik nur wenige ganz erhaltene oder zusammengesetzte Gefäße als typische Beispiele quasi pars pro toto anführen wollen, um zu zeigen, was man dort produziert hat.

Wir beginnen am besten mit einem Studium des Grabungsplanes (Abb. 2), der uns schon eine ganze Menge über die Töpferei verraten kann. Etwas aus der Mitte nach links versetzt,

verläuft eine senkrechte Linie, die an ihren Enden mit N und S bezeichnet ist. Sie gibt nicht nur die Himmelsrichtung an, sondern ist gleichzeitig auch die Hauptmeßlinie, auf die sämtliche Einmessungen bezogen sind. Südlich des Brunnens 1 (B 1) läuft sie durch einen noch vorgefundenen Markstein, der als Null-Punkt nicht nur des Koordinaten-Systems, sondern auch für die Höheneinmessungen auf der Grabungsfläche diene. Jeder beliebige Punkt auf der Grabungsfläche kann also wie in einem Koordinatennetz mit zwei Angaben festgehalten werden, etwa x Meter Ost (bzw. West) und y Meter Nord (bzw. Süd), wobei man für die Himmelsrichtungen

auch die Bezeichnungen + oder - einsetzen kann, wie es in der Mathematik ja allgemein üblich ist. Mit Hilfe dieses Koordinatensystems kann man aber nur eine Fläche in sich genau vermessen, d. h., alle Objekte, die sich in ihr befinden, ihrer Lage nach in das richtige Verhältnis zueinander bringen. Um aber ihre Lage im Gelände allgemein festzulegen, muß unser Koordinatensystem in ein größeres Vermessungssystem eingehängt werden. Wir wählten der Einfachheit halber das Katasternetz — weshalb die Hauptmeßlinie ja auch durch einen Markstein geführt und nicht einfach beliebig ins Gelände verlegt wurde — und haben die bis zum Beginn der

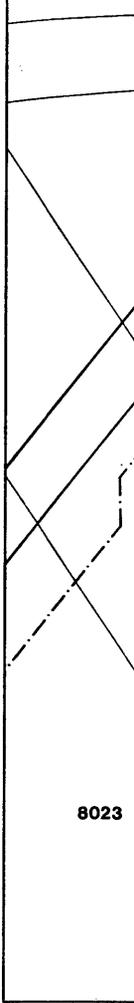


Abb. 2: Grabu

Bauarbeiten noch zellengrenzen Nummern der So ist es möglic Zeit in den auch den To festzuhalten u dem Bau des das ja das gan Umkreis grün eine neue Verm den wird, sie a ten zu überneh Die Fläche, di haben, erstreck Bereich der Bundesstraße N bereits angeleg

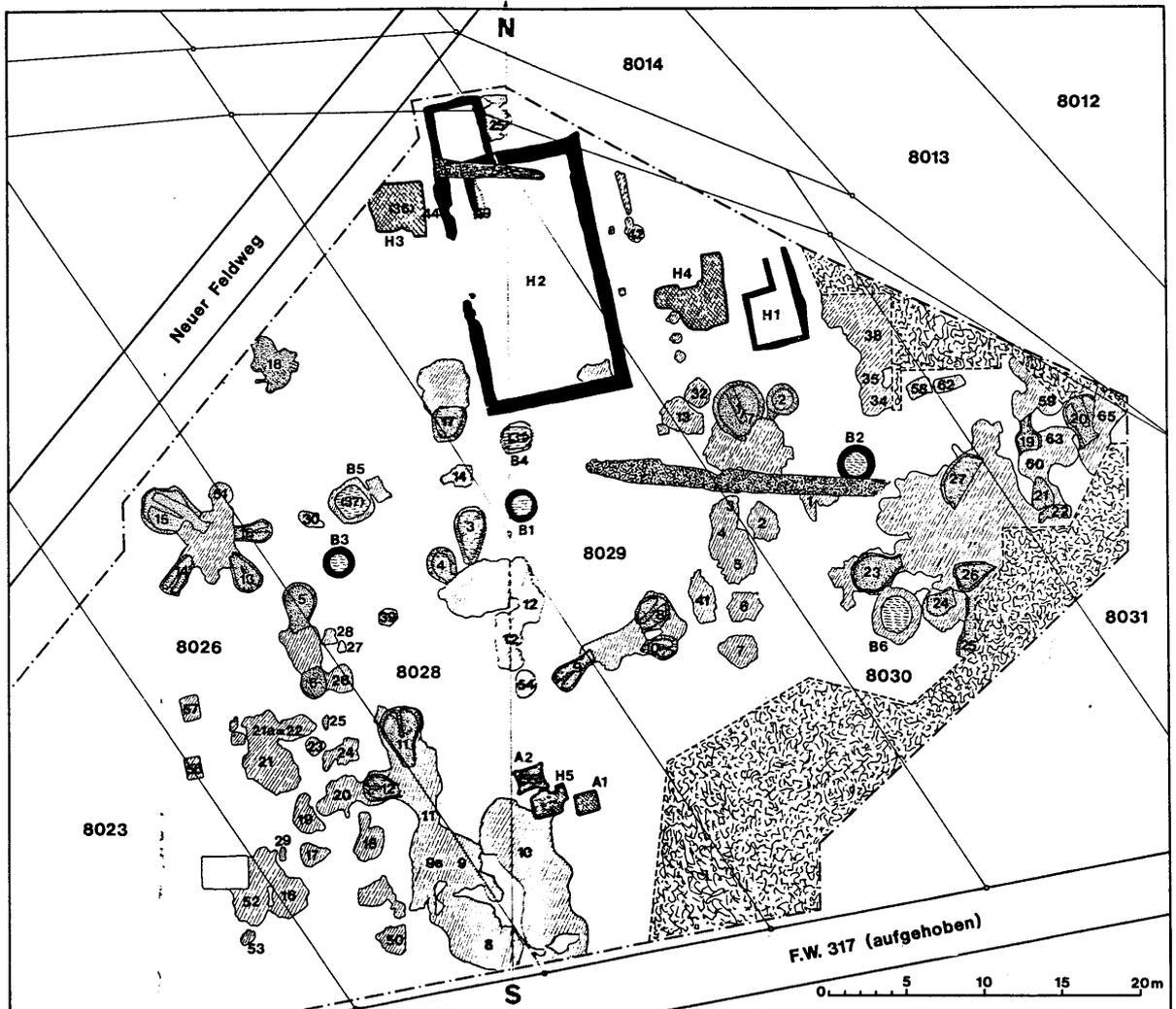


Abb. 2: Grabungsplanung der römischen Töpferei von Waiblingen

Bauarbeiten noch gültigen alten Parzellengrenzen zusammen mit den Nummern der Parzellen eingetragen. So ist es möglich, die Töpferei jederzeit in den Flurkarten und damit auch den Topographischen Karten festzuhalten und später, wenn nach dem Bau des neuen Straßennetzes, das ja das ganze Gelände in weitem Umkreis gründlich verändern wird, eine neue Vermessung notwendig werden wird, sie auch in die neuen Karten zu übernehmen.

Die Fläche, die wir 1967 untersucht haben, erstreckte sich nur auf den Bereich der Trasse der künftigen Bundesstraße Nr. 14, die ja, wie der bereits angelegte neue Feldweg an

ihrer Nordseite, von SW nach NO verlaufen wird. Die Grenzen der Ausgrabung sind als strichpunktierte Linie wiedergegeben. An der Ostseite der Grabungsfläche fallen sofort große zusammenhängende Flächen auf, die mit einer unregelmäßigen Schraffur gefüllt sind. Hier handelt es sich um neuzeitliche Geländeauffüllungen, die, soweit wir dies wissen, vorgenommen wurden, nachdem die Sandgrube Aldinger ihren Betrieb eingestellt hatte. Die Grenzen dieser Auffüllungen sind hier mit Hilfe gestrichelter Linien rein schematisch festgehalten worden.

Alle übrigen Eintragungen beziehen sich auf die vorgefundenen Baureste.

Zunächst fallen im Norden die schwarzen Grundrisse zweier Gebäude H 1 und H 2 auf, die, wenigstens im Fundament und in den Kellern, aus Stein errichtet waren. Daneben liegen, etwas stärker als sonst umrahmt und mit einer Kreuzschraffur versehen, zwei kleinere Gebäude H 3 und H 4, von denen nur die in die Erde gebauten Keller mit Holzverschalung übrig geblieben sind. Drei ähnliche Grundrisse finden sich auch im Süden. Von ihnen ist aber nur das mittlere (H 5) als Gebäude bzw. Haus anzusprechen, während die beiden anderen (auf dem Grabungsplan A 1 und A 2 genannt) Abortgruben gewesen sind. Von dem großen Haus H 2, das im-

Ofen 1. Deutlich
die mittlere Stütz-
s in ihrer Richtung
chen. Links unten:
d 62 im Grundriß
hts: Der Brunnen 2

und 1) breit ge-
noch die Funda-
nden, auf der sich
ei es aus massivem
aus Fachwerk, er-
Eingang wird sich
befunden haben,
damant die große
Gebäude ist so
worden, daß sich
außer einer Stelle
es, die man als
darf, nichts weiter
ß über seinen Ver-
geben hätte. Wir
s große Werkstatt
a Laufe seines Be-
auch einmal einen
nn der 2,80:3,40 m
seiner Nordwest-
fläche Rampe hin-
als e Zutat
seiner Südostecke

en auch,
des Himmels,
Zeit.

inken
en Rädern.
mehr reifen,
n.
nern
n der Erde?
gessen —
ete Erde.

und der Nordwand des Gebäudes selbst ist eine Mauerfuge sichtbar, die nicht vorhanden sein dürfte, wären beide Bauteile gleichzeitig errichtet worden, weil man dann die Mauern ineinander gebunden hätte. Die Kellerwände, die stellenweise noch über einen Meter hoch erhalten waren, sind in typisch römischer Mauertechnik hochgezogen worden. Man setzte nämlich nur die Ansichtsseite der Wand aus sauber gehauenen kleinen Quadern, während man die übrige Mauerbreite dahinter mit gepackten Bruchsteinen verfüllte, deren Zwischenräume mit Mörtel ausgegossen wurden. In der Westwand saßen die Reste zweier Bogennischen, wie sie in keinem römischen Keller fehlen, und in der Nordwand war noch der Ansatz des Lichtschachtes eines Kellerfensters erkennbar. An einigen Stellen enthielten die Mauerfugen Reste eines weißen Kalkputzes, die darauf schließen lassen, daß hier nicht die gesamte Kellerwand, sondern lediglich die Fugen verputzt waren, eine Technik, die in römischer Zeit sehr beliebt war.

Am Fuße der Kellertreppe, die einst auf der flachen Rampe gelegen hatte, stießen wir auf eine schwere Türschwelle aus Stubensandstein, in der sich die Zapfenlöcher für die Drehzapfen der Türflügel befanden. Die Türleibungen rechts und links, ehemals wie die Schwelle als mächtige Blöcke aus Sandstein gearbeitet, sind im Laufe der Zeit als gutes und billiges Baumaterial aus der Ruine entfernt worden. Lediglich die Aussparungen in den Mauern, in denen sie einst gesessen haben, sind übrig geblieben.

Der andere Keller des Gebäudes H 1 gleicht dem oben beschriebenen fast aufs Haar, nur daß der Eingang hier von Norden her hinunterführt. Mit

3,20:2,90 m ist er nur unwesentlich kleiner als jener. Auch hier fanden sich in der Westwand zwei Bogennischen, eine dritte in der Nordwand. Sein Licht erhielt er von zwei Fenstern in der Ost- und Südwand, von denen sich allerdings auch nur die Ansätze der Lichtschächte erhalten hatten. Im Schutt fanden wir aber eines der eigentlichen Kellerfenster, einen Sandsteinblock mit der schmalen Fensteröffnung, der in zwei Teile geborsten war. Er befindet sich jetzt im Heimatmuseum Waiblingen.

Die Keller der beiden anderen Gebäude H 4 und H 5 sind einfacherer Bauart. Man hatte sie lediglich in den Lehm eingegraben und dann mit einer Holzverschalung ausgekleidet. Von der andersartigen Bauweise abgesehen, ähneln sie aber sonst den oben genannten sehr. Zu ihnen führte eine Treppe hinab, deren Stufen aus dem Lehm ausgestochen und dann mit hölzernen Tritten belegt worden waren. Sonst boten sie, außer ihrem teilweise sehr interessanten Inhalt an Scherben, wenig Erwähnenswertes.

Eine kleine Überraschung erwartete uns hingegen bei dem kleinen Gebäude H 3, das bereits bei der Anlage des neuen Feldweges an seiner Nordwestecke angeschnitten worden war. Von dieser Stelle aus bot es den Anblick der üblichen Abfallgruben, weshalb wir ihm zunächst wenig Bedeutung zumessen und uns mit seiner Freilegung vorerst auch nicht sonderlich beeilten. Als es dann aber untersucht wurde, zeigte sich, daß wir es hier nicht mit einer Abfallgrube, sondern mit einem abgebrannten Haus zu tun hatten, in das von der Südseite her eine flache Rampe hineinführte. Von der Türe fanden sich verkohlte Reste der Schwelle und der Türpfosten, die aber leider in einem unbewachten Augenblick von einigen der zahlreichen neu-

gierigen Besucher restlos zerstört worden sind, ehe sie untersucht werden konnten. Das Innere des Gebäudes war, besonders an seiner Ostseite, mit einer an manchen Stellen bis zu 30 cm dicken Schicht von Scherben bedeckt, die so dicht aufeinander lagen, daß noch nicht einmal Erde dazwischen hineingeschwemmt worden war. Ja, in dem Winkel, den Wand und Fußboden miteinander bildeten, lagen sogar einige wenige völlig erhaltene Gefäße. Der Boden war mit einer dicken Schicht Holzkohle bedeckt, die sowohl vom Fußboden als auch von sonstigen hölzernen Einbauten stammte. Es fanden sich nämlich im Boden vor der Westwand paarweise angeordnet seichte, annähernd runde Vertiefungen, die man unzweifelhaft als die Standspuren hölzerner Regale ansehen muß. Wir gehen wohl kaum in der Annahme fehl, wenn wir hier das Warenlager eines der Töpfer vermuten, der in den Regalen seine fertige Ware bis zum Verkauf lagerte. Bei der Zerstörung der ganzen Töpferei brannte auch dieses kleine Haus ab, wobei die Regale mitsamt ihrem Inhalt nach vorne, also nach Osten hin, umstürzten. Was für eine Hitze beim Brand hier geherrscht haben muß, zeigt sich nicht nur in der roten Verfärbung der Wände, sondern auch daran, daß viele Scherben der zersprungenen Gefäße noch einmal weich wurden und sich dabei so verzogen haben, daß sie sich heute nicht mehr Bruch an Bruch fügen lassen. Andere haben sich unter dem Abschluß von Sauerstoff dunkelgrau gefärbt, sind also bei dieser Gelegenheit reduzierend gebrannt worden, so daß sie heute im Bruch haargenau an hellgelbe oder rote Scherben passen.

Zu den übrigen Bauten im Töpfereigelände zählen auch die beiden Aborte A 1 und A 2, die im südlichen Teil

des Grabungsgeländes gelegen sind. Die Grubenwände des einen (A 1) hatte man mit Trockenmauerwerk verkleidet, während die Grube des anderen (A 2) einfach so in den Boden eingegraben worden ist. Aber ausgerechnet hier erwartete uns die größte Überraschung der ganzen Ausgrabung, denn sie ergab die wertvollsten Funde, die überhaupt während dieser Zeit gemacht worden sind: Aus ihrer Tiefe kamen zwei Bilderstempel aus Ton ans Tageslicht, wie sie für die Herstellung der verzierten Sigillata-Gefäße benutzt wurden. Es sind dies die ersten Exemplare ihrer Art, die in Württemberg gefunden worden sind. Es handelt sich um die Figur eines Kriegers mit Helm, Schild und Lanze und um ein geflügeltes Fabelwesen (Abb. 4).

Auf der ganzen Grabungsfläche verstreut finden wir die sogenannten Abfallgruben (schräg schraffiert), die alle eine unregelmäßige Form besitzen, abgesehen von einigen kleineren, wie etwa die Gruben 56 und 57 oder die Gruben 58 und 62. Ob sie alle von vornherein so unregelmäßig ausgehoben worden sind oder nicht, läßt sich nicht mehr feststellen. Sicher ist aber, daß die meisten von ihnen schon zu wiederholtem Male durchwühlt worden sind, wenigstens in

ihren oberen Bereichen, wodurch sich dann so riesige zusammenhängende Grubenkomplexe wie die der Gruben 8 bis 10 im Süden der Grabungsfläche ergaben. Andere Gruben sind offensichtlich auch modernerer Art, so die rechteckige, nur umrandete Grube auf der Parzelle 8023 im Südwesten der Grabungsfläche, in der wir wohl eine Rüben- oder Kartoffelmiete sehen dürfen, und auch bei der Grube 39 etwa müssen wir wohl an den Rest einer Baugrube denken. Die meisten der Gruben ziehen ziemlich tief nach unten, gerne sackartig, manchmal auch in weit gerundetem Bogen, wobei sie dann Absätze oder Stufungen im Profil zeigen. Die Frage ist natürlich, wie sie wohl entstanden sein können. Abgesehen davon, daß man aus ihnen wohl den Lehm stach, um Ziegel zu formen oder die Brennöfen damit zu bauen, dürften einige von ihnen auch als Überreste von kleinen Gebäuden anzusehen sein, die abgebrochen wurden und die man dann mit allerlei Schutt und Abfällen wieder einebnete. Dies wird besonders für die verhältnismäßig flachen, abgestuften Gruben zutreffen, doch fehlt hier noch die eingehende Beschäftigung mit diesem Problem.

Die Füllung der Gruben besteht meist aus einer dunklen, humosen Erde und

Lehm, vermischt mit Holzkohlestücken, Ascheresten, Scherben und manchmal ganz erhaltenen Fehlbränden. Auch Teile der Ofenausmauerungen, Wandungen und möglicherweise der Kuppeln fanden sich darin. Man hat also ganz offensichtlich während des Brennens der Gefäße die Asche, die beim Heizen entstand, einfach dort abgeladen und ebenso die Überreste der Feuerung, wenn der Ofen erkaltet war und der Feuerungsraum vor dem nächsten Brand gereinigt wurde. Öffnete man den Brennraum, um die fertigen Gefäße zu entnehmen, mußte der Töpfer oft feststellen, daß ein Teil derselben sich wegen der ungleichmäßigen Hitzeverteilung und der damit auftretenden Spannungen verzogen oder Risse bekommen hatte. Solche Gefäße konnten natürlich nicht mehr verkauft werden und flogen im Bogen in die nächstgelegene Abfallgrube. Fielen sie zufälligerweise weich in einen Aschehaufen, so blieben sie ganz. Wir besitzen eine ganze Reihe solcher Fehlbrände, etwa Faltenbecher, deren Boden sich schräg verzogen hat, so daß sie nicht mehr stehen können, Henkelkrüge mit Dellen in der Wandung, Töpfe und Schüsseln mit Rissen, eine Zweihenkelchale, die nicht mehr rund, sondern oval ist, oder Teller mit schief gezogener Wand.

Die Masse d
diesen Abfal
Ausschußwar
gewesen sein.
zum Ansetzen
tones gedien
Reihe von ih
Sohle blaugru
die Abfallgru
ausgesehen h
auf der die
liegenden G
Grundriß un
geben sind. I
verschiedene
die sich haupt
fügig unter
ausdrückt un
daß solche C
sondern in E
sind. Die ob
58 enthielt a
ben, wie die
ja auch angec
Die interessa
zweifello di
wir insgesam
ben. Leider
gen von ihm
wegs in Oro
ist irgendwar
mal aufgedec
den, was na
dabei mehr
worden ist.
Zerstörungen
Ofen selber
dern uns n
Fleck im an
daß an diese
ofen gestand
den Ofen 18
denen den e
lich Bihl, die
tertümersam
Weltkrieg au
Betrachten v
uns auf, da



Z



WN

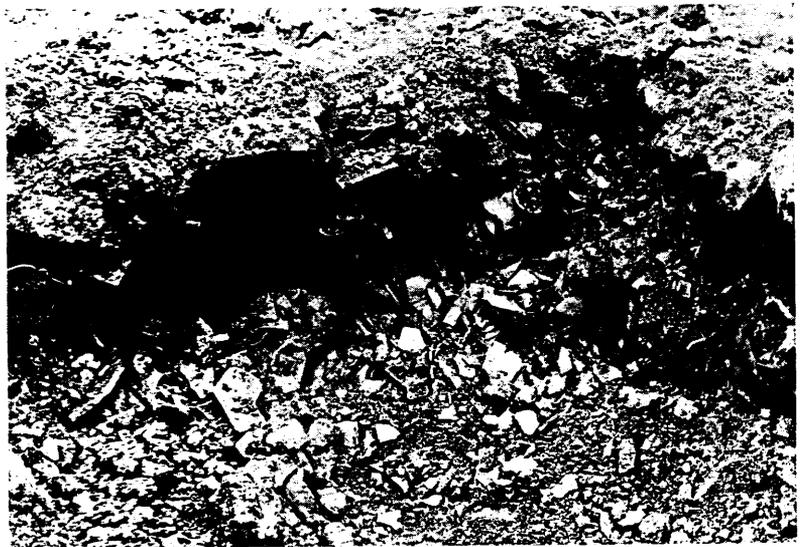


Z



WN

Abb. 5:
Scherbenpackung
im Gebäude 3



Die Masse der Scherben stammt aus diesen Abfallgruben, der Anteil der Ausschußware muß beachtlich hoch gewesen sein. Andere Gruben werden zum Ansetzen und Garen des Töpfer-tones gedient haben, denn in einer Reihe von ihnen fanden sich auf der Sohle blaugrüne Tonbatzen. Wie solche Abfallgruben bei der Ausgrabung ausgesehen haben, zeigt die Abb. 3, auf der die beiden nebeneinanderliegenden Gruben 58 und 62 im Grundriß und im Schnitt wiedergegeben sind. Deutlich erkennt man die verschiedene Schichtung des Inhalts, die sich hauptsächlich in einer geringfügig unterschiedlichen Verfärbung ausdrückt und uns lediglich anzeigt, daß solche Gruben nicht auf einmal, sondern in Etappen zugefüllt worden sind. Die oberste Schicht der Grube 58 enthielt außerordentlich viele Scherben, wie dies in der Profilzeichnung ja auch angedeutet ist.

Die interessantesten Objekte sind aber zweifellos die Töpferöfen, von denen wir insgesamt 27 Stück gefunden haben. Leider trafen wir keinen einzigen von ihnen auch nur noch halbwegs in Ordnung an, jeder einzelne ist irgendwann im Laufe der Zeit einmal aufgedeckt und durchwühlt worden, was natürlich bedeutet, daß er dabei mehr oder weniger zerstört worden ist. Manchmal gehen diese Zerstörungen so weit, daß wir vom Ofen selber nichts mehr finden, sondern uns nur ein rot verbrannter Fleck im anstehenden Lehm verrät, daß an dieser Stelle einst ein Brennofen gestanden hat. Das ist etwa bei den Öfen 18, 21 und 22 der Fall, von denen den erstgenannten wahrscheinlich Bihl, die beiden anderen die Alt-tümersammlung vor dem ersten Weltkrieg aufgedeckt hat.

Betrachten wir den Plan, dann fällt uns auf, daß alle Öfen an Gruben

liegen, entweder zu zweit oder zu dritt, niemals aber ein Ofen für sich allein ohne Grube. Es sind die Heizgruben, in denen der Heizer stand und die Feuerung der Ofen beschickte; denn weil die Ofen ja wenigstens mit ihrem unteren Teil im Boden staken, mußte auch der Arbeitsraum des Heizers tief gelegt werden. Die Ofen haben, wie uns der Plan ebenfalls zeigt, durchaus verschiedene Formen. Neben kreisrunden finden wir ovale und langgestreckte, ohne daß man sagen könnte, daß eine dieser Formen an eine bestimmte Ofengröße gebunden wäre. Auch die Richtung ihrer Anlage ist verschieden und offensichtlich durch keinerlei zwingende Notwendigkeiten bestimmt. Im Aufbau hingegen können wir zwei Arten unterscheiden. Die einen sind aus ungebrannten Ziegeln aufgemauert, bei den anderen hat man einfach die Feuerungsräume aus dem Lehm Boden ausgehoben, wie uns das in der Wandung fest eingebrannten Spuren der Spatenstiche zeigen. Die letztgenannte Technik ist besonders bei den kleinen Öfen anzutreffen, während die größeren aus Ziegeln gesetzt sind.

In ihrem Aufbau aber sind alle Öfen wieder gleich. Sie besitzen eine Feuerung, die beiden Feuerkammern und den über diesen liegenden Brennraum für die Gefäße. Einen solchen Ofen zeigt die Abb. 3. Dort sehen wir den Ofen 1 im Schnitt und im

Grundriß, wobei zu bemerken ist, daß in der Schnittzeichnung alle gestrichelten Partien ergänzt sind. Im Grundriß erkennen wir die Feuerungsöffnung a, den sogenannten Fuchs, in dem das eigentliche Feuer entzündet und geschürt wurde. Dahinter liegen die beiden Feuerungskammern b, in die die Flammen des Feuers hineinschlügen. Von hier aus stiegen dann nur heiße Gase durch Löcher in der Brenndecke in den Brennraum c empor. Auf diese Weise konnten die dort gestapelten Gefäße nicht direkt mit der Flamme in Berührung kommen.

Die Brenndecke hatte, besonders bei den großen Öfen, eine große Spannweite und überdies ein beträchtliches Gewicht zu tragen. Aus diesem Grunde mußte sie in der Mitte unterstützt werden. Das geschah mit Hilfe einer Stützmauer, die von der Rückwand des Feuerungsraumes bis nahe an den Fuchs reichte und den ersteren in zwei Kammern teilte. Bei kleinen Öfen genügte es, wenn man die Brenndecke aus Lehm auf eine Holzlehre auftrug und dann brannte. Bei genügender Dicke war sie dann auch ohne Unterzüge tragfähig genug. Anders bei den größeren Öfen, die auch eine erhöhte Stabilität erforderten. Hier baute man, von der Wand des Feuerungsraumes ausgehend, aus Lehmziegeln ein flaches Gewölbe, das sich auf die Stützmauer und dann weiter

it Ho. nlestück-
herben und manch-
nen Fehlbränden.
fenausmauerungen,
möglicherweise der
ch darin. Man hat
tlich während des
ße die Asche, die
and, einfach dort
enso die Überreste
nn der Ofen er-
er Feuerungsraum
Brand gereinigt
n den Brennraum.
ße zu entnehmen,
oft feststellen, daß
sich wegen der un-
erverteilung und der
Spannungen ver-
bekommen hatte.
nten natürlich nicht
den u. ogen im
stgelegene Abfall-
fälligerweise weich
en, so blieben sie
eine ganze Reihe
etwa Faltenbecher,
schräg verzogen
nicht mehr stehen
nge mit Dellen in
pfe und Schüsseln
weihenkelnschale, die
ndern oval ist, oder
gezogener Wand.





Foto!

zur gegenüberliegenden Wand spannte. Erst darauf trug man die eigentliche waagerechte Brennendecke auf. Der Brennraum c war einst durch eine Kuppel überwölbt, von der sich allerdings keine Spuren mehr fanden, weshalb es auch unklar ist, ob sie aus Ziegeln gesetzt oder einfach aus Lehm mit Hilfe einer hölzernen Lehre hochgezogen worden war. Wahrscheinlich ist auch in diesem Falle die Größe des Ofens und die damit erforderliche Stabilität für die Technik ausschlaggebend gewesen. Im Scheitel der Kuppel befand sich eine Öffnung, die als Zug diente, vielleicht hat hier sogar noch ein richtiger Kamin gesessen. Wie zuvor erwähnt, stiegen die heißen Gase aus den Feuerungsräumen durch Löcher in der Brennendecke nach oben in den Brennraum. Hier entstanden aber nun häufig ganz unterschiedliche Temperaturverhältnisse, denn das Ofeninnere war wesentlich heißer als die Zonen entlang der Kuppelwände, die ihrerseits ja einen Teil der Wärme nach außen abgaben. Diese Temperaturunterschiede konnten solche Ausmaße

erreichen, daß sich durch die ungleiche Hitzeeinwirkung ein Teil der Gefäße verzog und später dann als Fehlbrände ausgeschieden werden mußte. Um dies zu vermeiden, war es natürlich das Bestreben, im gesamten Ofeninnern eine möglichst gleichmäßige Temperatur zu erzielen. Aus diesem Grunde legte man bei dem Ofen 1 noch rings um den Kuppelansatz einen Kranz besonderer Züge an, deren Mündungen im unteren Bereich der Kuppelwand saßen, so daß an deren Innenfläche ebenfalls heiße Luft entlangzog. Reste von ganz ähnlichen, aber wesentlich kräftigeren Zügen, die schon dicht über der Sohle der Feuerungskammern ansetzen und in der Ofenwand hochziehen, fanden sich auch bei dem Ofen Nr. 15, der schon 1822 von Bihl freigelegt worden war und von ihm die Nr. 17 erhalten hatte. Seiner langgestreckten Bauart nach zu urteilen, dürfte es sich um einen Ziegelofen oder doch einen Ofen für Schwerkeramik gehandelt haben. Wie lange solche Töpferöfen hintereinander beschickt werden konnten,

wissen wir nicht. Doch wurden sie zu irgendeinem Zeitpunkt schadhaft, weshalb man sie dann abbrach und an ihrer Stelle wieder neue Öfen errichtete. Auf der Abb. 3 sehen wir im Schnitt unter der Sohle des Ofens 1 schwarz eingetragen diejenige des älteren Ofens Nr. 7, den man bis auf die für einen Neubau nicht störenden Reste abgebrochen hat. Auch der Ofen Nr. 16 liegt fast genau auf einem älteren Ofen, von dem sich ebenfalls nur noch geringe Spuren fanden.

Normalerweise sind Brennöfen für den Archäologen hochwillkommene Fundobjekte, denn manchmal stecken sie noch voller Keramik, wenn man sie eben damals aus irgendeinem Grunde nicht mehr leeren konnte. Und weil ein Töpfer ja nicht nur eine einzige Gefäßform herstellt, sondern vielerlei Arten von Gefäßen anfertigt und diese dann alle gleichzeitig brennt, können wir in solchen Fällen erkennen, welche Gefäßtypen zu diesem Zeitpunkt gleichzeitig gewesen sein müssen, was für uns ein wichtiger chronologischer Hinweis ist. Hier in Waiblingen hatten wir Pech. Da alle Öfen bereits durchwühlt waren, lassen sich in dieser Hinsicht keine Aufschlüsse erwarten.

Etwa im mittleren Bereich der Grabungsfläche fanden sich sechs Brunnen, eigenartigerweise immer ungefähr paarweise angeordnet und in einer Reihe hintereinander liegend, so als ob sie auf einer Wasserader lägen (eine Vermutung, für die sich keinerlei Zeugnis bringen läßt). Von diesen Brunnen sind jeweils drei aus Stein gemauert und drei aus Holz gebaut, das heute, wenigstens im oberen Brunnenbereich oberhalb des Grundwassers, vergangen ist. Einer dieser Brunnen ist bereits 1822 aufgedeckt worden und später nochmals von Professor Paret 1937

Abb. 8: Brunnen
Steinschicht d
tes auf einen
bohlen, unten
tischen Schach

freigelegt worden. Der Brunnen Nr. 1 in der Grabungsfläche lag mit zwei Metern unter der Oberfläche abgedeckt. Von diesen Brunnen sind jedoch nur ein oder zwei, die Kosten ein wenig mehr Zeit verbrauchten. Unsere Wahl fiel auf den Brunnen Nr. 2, weil die Grabungsfläche im übrigen lag. Es stand, daß man ihn hinuntergraben mußte, auch deshalb, weil er sehr stabil zu sein schien, die Mauerwerk, die Vorkehrungen sahen wir uns Grabungszeit. Mauerwerk w (Abb. 3). Die bestand in der sächlich aus I nen, während fehlten. In 3 Brunnenwand ten Reste ein während die l lettes zunächst aber etwas ti gend (Abb. des Toten ka bardische Gür die der erster derts n. Chr. als Alemanne Brunnen geko Sicher ist nu eine reguläre nach der Lag Tote entwede bei ums Leb aber man ha jener Zeit no Brunnen hine sie sind hier k

och w... sie zu
kt schadhft, wes-
abbrach und an
neue Ofen errich-
3 sehen wir im
ohle des Ofens 1
diejenige des äl-
den man bis auf
au nicht störenden
at. Auch der Ofen
mau auf einem äl-
em sich ebenfalls
uren fanden.

Brennöfen für den
llkommene Fund-
chmal stecken sie
k, wenn man sie
endeinem Grunde
konnte. Und weil
nur eine einzige
sond: zielerlei
anfertiigt und die-
seitig brennt, kön-
Fällen erkennen,
zu diesem Zeit-
ewesen sein müs-
wichtiger chrono-
Hier in Waiblin-
Da alle Ofen be-
ren, lassen sich in
e Aufschlüsse er-

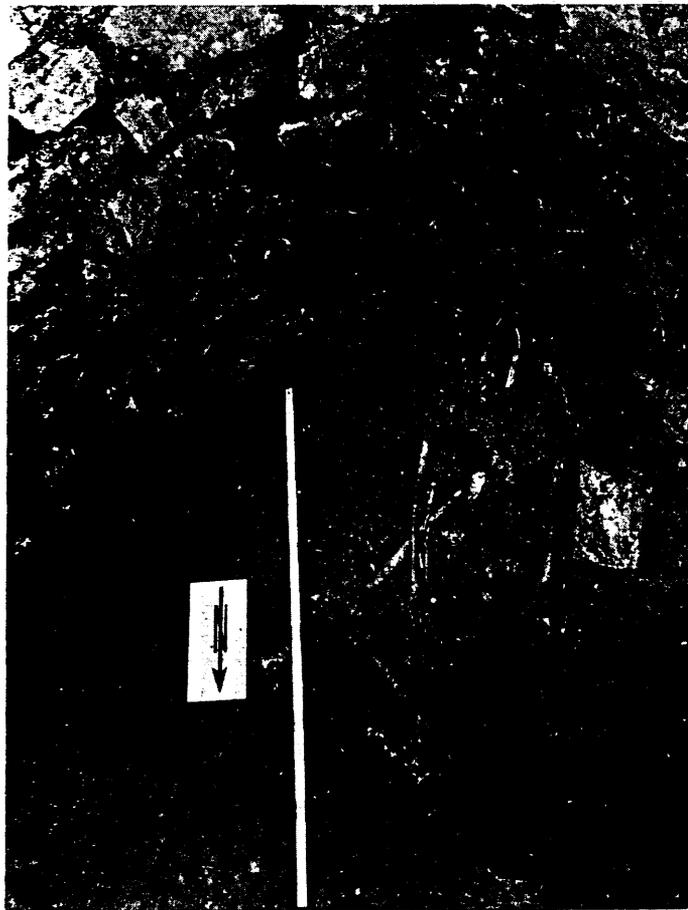
Bereich der Gra-
rich sechs Brunnen,
ner ungefähr paar-
nd in einer Reihe
nd, so als ob sie
lügen (eine Ver-
keinerlei Zeugnis
diesen Brunnen
s Stein gemauert
gebaut, das heute,
n Brunnenbereich
wassers, vergangen
unnen ist bereits
rden und später
essor Paret 1937

Abb. 7: Das Skelett im Brunnen 2.

Abb. 8: Brunnen 2. Oben die unterste Steinschicht des runden Brunnenschachtes auf einem Rahmen von Eichenbohlen, unten die Bohlen des quadratischen Schachtes. Rechts die Pumpe

freigelegt worden. Es ist dies der Brunnen Nr. 1 in der Mitte des Grabungsfeldes. Er lag noch 8,5 m tief frei und war mit zwei mächtigen Steinplatten abgedeckt.

Von diesen sechs Brunnen konnte jedoch nur einer untersucht werden, da die Kosten einer solchen Grabung, die viel Zeit verschlingt, sehr hoch sind. Unsere Wahl fiel auf den Brunnen Nr. 2, weil dieser an der Ostseite des Grabungsgeländes bereits tiefer als die übrigen lag und somit zu erwarten stand, daß man dort nicht allzutief hinuntergraben müsse, besonders aber auch deshalb, weil sein Mauerwerk sehr stabil zu sein schien und zu vermuten war, daß übergroße Sicherheitsvorkehrungen überflüssig seien. Hierin sahen wir uns aber bereits nach kurzer Grabungszeit getäuscht, denn das Mauerwerk wies starke Werfungen auf (Abb. 3). Die Füllung des Brunnens bestand in den oberen Schichten hauptsächlich aus Bauschutt mit Mauersteinen, während Scherben fast völlig fehlten. In 3 m Tiefe stieß man an der Brunnenwand auf die völlig zerdrückten Reste eines menschlichen Schädels, während die Knochen des übrigen Skelettes zunächst fehlten. Sie fanden sich aber etwas tiefer schräg abwärts liegend (Abb. 7). Unter dem Becken des Toten kam eine bronzene langobardische Gürtelschnalle zum Vorschein, die der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts n. Chr. angehört und den Toten als Alemannen ausweist. Wie er in den Brunnen gekommen ist, bleibt unklar. Sicher ist nur, daß es sich nicht um eine reguläre Bestattung handelt, denn nach der Lage des Skelettes muß der Tote entweder hinabgestürzt und dabei ums Leben gekommen sein oder aber man hat ihn einfach in den zu jener Zeit noch ziemlich weit offenen Brunnen hineingeworfen. Der Phantasie sind hier keine Grenzen gesetzt.





In 5 m Tiefe stieß man auf einen Altarstein, der jedoch leider mit der Inschriftenseite nach unten lag. Dadurch war die Inschrift durch tropfendes Sickerwasser völlig ausgewaschen. Etwas tiefer fand sich dann das Bruchstück eines zweiten Altares.

Schwierig gestaltete sich die Ausgrabung ab 5,80 m Tiefe unter der heutigen Oberfläche, als dort das Grundwasser erreicht wurde. Nur durch die liebenswürdige Hilfe von Dipl.-Ing. Fritz Abele aus Schorndorf, der uns eine Hochleistungspumpe zur Verfügung stellte, konnte die Grabung weitergeführt werden.

Ab 7 m Tiefe trat nun auch erstmals Holz auf, das zwar durch das lange Lagern im Wasser weich geworden war, aber dennoch seine Form und Struktur behalten hatte. Bisher sind Eiche und Fichte, wahrscheinlich auch Birke festgestellt worden. Neben zahlreichen Ästen und abgebrochenen Holzstücken fanden sich auch Sprossen und Wangenfragmente einer Leiter sowie ein Brettstück, das vermutlich als Rührholz für den mit Wasser versetzten

Lehm bei dessen Aufbereitung gedient hat. Daneben kamen zahlreiche Balken- und Brettstücke zum Vorschein, die Bearbeitungsspuren aufweisen und teilweise vom Brand angekohlt sind. Zwischen diesen Holzstücken lagen auch die Fragmente zweier Götterstatuen, und zwar die einer weiblichen Gottheit aus Strubensandstein und eine andere aus grünem Schilfsandstein, die einen kleinen Merkur darstellt. Leider ist letztere arg beschädigt (Abb. 9).

Etwas unterhalb 10 m Tiefe endete die steinerne Brunnenwand. Es zeigte sich, daß sie auf einem starken quadratischen Eichenholzrahmen aufsaß, der ihr als Lager bzw. Fundament diente. Die Eichenbohlen, aus denen er gezimmert war, maßen 20:30 cm! Interessant war es zu sehen, wie man den Übergang der Brunnenwand vom Quadrat des Rahmens zum Kreis des Brunnenschachtes vollzogen hat. Während man nämlich die (beim Bau des Brunnens) erste Steinschicht noch dem Verlauf des Rahmens entsprechend verlegte und sie an den Ecken kaum nach innen vorkragen ließ, wurden die folgenden Schichten immer weiter über die Ecken vorgezogen, bis in der fünften Schicht von unten bereits das Rund des Brunnens erreicht worden ist.

Beim weiteren Ausheben des Brunnenschachtes folgten zunächst nach unten hin nur eine verhältnismäßig weiche, tonige Schicht mit Geröllsteinen, und erst ungefähr 25 cm unter dem Eichenholzrahmen die Reste eines hölzernen quadratischen Brunnenschachtes, der aus 40 cm breiten und 4 cm dicken Eichenbrettern gefügt war. Die oberste Bretterschicht konnte noch freigelegt werden, wobei in dieser Tiefe Fetzen eines ledernen Schuhs zum Vorschein kamen. Darunter folgte noch ein zweites Brett gleicher Art, doch mußte die Grabung hier abgebrochen werden, weil der Brunnenschacht im

weichen Ton einzurutschen drohte. An einer Stelle konnten wir noch durch Tasten im Schlamm feststellen, daß auch dieses Brett weiter in die Tiefe zog, was bedeutete, daß wir die Sohle des Brunnens immer noch nicht erreicht hatten. Die gesamte freigelegte Tiefe unter der heutigen Oberfläche betrug bei Abbruch der Grabung 11,30 m.

Die Masse der Funde besteht, wie wir eingangs schon bemerkt haben und wie es auch nicht anders zu erwarten war, aus Keramik. Die Terra Sigillata hat, wie wir erfahren haben, offensichtlich nicht die Rolle gespielt, die man ihr bisher beimaß, wengleich natürlich als wichtiges Faktum festgehalten werden muß, daß man sie hier am Ort anfertigte und nicht etwa von weit herbrachte. Wahrscheinlich hatte man, gerade um den Fährnissen eines langen Transportes so zerbrechlicher Ware aus dem Wege zu gehen, hier in Waiblingen eine Art Zweigbetrieb der großen Sigillata-Manufaktur in Rheinzabern eingerichtet, wobei wir allerdings nicht wissen, ob hier nur im Auftrag von Rheinzabern mit von dort zur Verfügung gestellten Stempeln oder auf eigene Rechnung gearbeitet wurde.

Wenn wir bei unserer Grabung auch nur verschwindend wenige Sigillata-Scherben gefunden haben, deren Zahl in keinem vernünftigen Verhältnis zu den Scherbenmassen der Gebrauchskeramik steht, so sind aus alten Grabungen doch etwas mehr von ihnen in den Magazinen des Württembergischen Landesmuseums vorhanden. Sie stammen, soweit sich das heute noch feststellen läßt, alle aus dem südöstlichen Teil des Töpfergeländes, wo die Ofen 19–22 liegen. Beim Ofen 20 fand sich auch bei unserer Grabung der Fehlbrand eines Bechers der Form Dragendorff 46 sowie einige Scherben mit dem Stempel des Töpfers Avetedo.

Von hier stammt die Scherbe mit dem Namen Helenuus, der in der (Helenius fecit) abkommt. Von den Namen sind die Namen Tertius, Augustinus bekannt geworden, kann man auch Waiblinger Töpfer zwar kein Name wurde, dessen Zier Scherben auftretend. Leider wissen wir damals wirklich über Seine Haupttätigkeit gesprochen, im w Töpfergeländes, lich unserer Haupt faltet zu haben. A bei unserer Grabung keine Sigillaten ge von Bihl berichtet unwahrscheinlich auch das kleinste aufgelesen haben andererseits noch senschaftlichen G bis 1914 bei den noch eine ganze Stücke gefunden Sorgfalt übersehen bei jeder Ausgrabung und auch passiert nehmen, daß Bihl so gegraben hat v len. Diese Frage i ger Bedeutung, a breitung der Sigil fereigelände auf stellung schließen ren Grabungsbefu als ob man sie lichen Teil der habe. Die Gebrauchsker ihrer ungeheuren gewissen Monoton

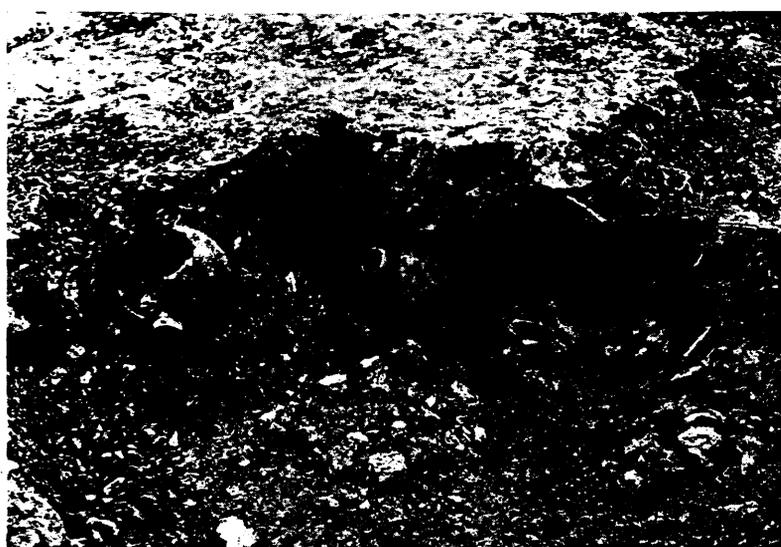
zurück drohte. An
nten wir noch durch
amm feststellen, daß
t weiter in die Tiefe
ete, daß wir die Sohle
mer noch nicht erreicht
ante freigelegte Tiefe
en Oberfläche betrug
Grabung 11,30 m.
unde besteht, wie wir
merkt haben und wie
ers zu erwarten war,
e Terra Sigillata hat,
haben, offensichtlich
gespielt, die man ihr
wenngleich natürlich
zum festgehalten wer-
man sie hier am Ort
icht etwa von weit
scheinlich hatte man,
ährnissen eines lan-
o zerbrüchlicher Ware
gehen, mer in Waib-
weigbetrieb der gro-
nfabrik in Rhein-
t, wobei wir aller-
n, ob hier nur im
zabern mit von dort
gestellten Stempeln
Rechnung gearbeitet

er Grabung auch
l wenige Sigillata-
haben, deren Zahl
igen Verhältnis zu
en der Gebrauchs-
ind aus alten Gra-
mehr von ihnen in
Württembergischen
rhanden. Sie stam-
as heute noch fest-
s dem südöstlichen
geländes, wo die
n. Beim Ofen 20
er Grabung der
ners der Form Dra-
inige Scherben mit
Töpfers Avetedo.

Von hier stammt auch eine weitere Scherbe mit dem Stempel des Helenius, der in der Form HELENIVSF (Helenius fecit) als Außenstempel vorkommt. Von den früheren Grabungen sind die Namen der Töpfer Reginus, Tertius, Augustinus und Marinus bekannt geworden, und nach H. Ricken kann man auch den Marcellinus als Waiblinger Töpfer ansehen, von dem zwar kein Namensstempel gefunden wurde, dessen Ziermotive aber auf den Scherben auftreten.

Leider wissen wir nicht genau, wo Bihl damals wirklich überall gegraben hat. Seine Haupttätigkeit scheint er, grob gesprochen, im westlichen Bereich des Töpfereigeländes, also ungefähr westlich unserer Hauptmeßlinie N-S, entfaltet zu haben. Allerdings haben wir bei unserer Grabung dort so gut wie keine Sigillaten gefunden, während das von Bihl berichtet wird. Da es aber unwahrscheinlich ist, daß Bihl damals auch das kleinste Splitterchen davon aufgelesen haben sollte, wo wir doch andererseits noch im Bereich der wissenschaftlichen Grabungen von 1912 bis 1914 bei den Ofen 19—22 immer noch eine ganze Reihe interessanter Stücke gefunden haben, die trotz aller Sorgfalt übersehen worden sind (was bei jeder Ausgrabung passieren kann und auch passiert), so müssen wir annehmen, daß Bihl seinerzeit hier ebenso gegraben hat wie an anderen Stellen. Diese Frage ist insofern von einiger Bedeutung, als wir aus der Verbreitung der Sigillaten auf dem Töpfereigelände auf den Ort ihrer Herstellung schließen können. Nach unseren Grabungsbefunden sieht es so aus, als ob man sie lediglich im südöstlichen Teil der Töpferei angefertigt habe.

Die Gebrauchskeramik entbehrt trotz ihrer ungeheuren Menge nicht einer gewissen Monotonie. Die wenigen Ge-



fäßtypen — Ein-, Zwei- und Dreihenkelkrüge, Amphoren, Töpfe, Schüsseln, Teller, Schalen und Becher — werden nur verhältnismäßig wenig variiert und bieten, wenigstens soweit man das bisher bei einer flüchtigen Durchsicht sagen kann, in allen Gruben ein ähnliches Bild. Es kommen zwar auch Sonderformen vor, doch sind diese naturgemäß in der Minderzahl.

Unter Gebrauchskeramik versteht man dasjenige Geschirr, das man, ähnlich unserem einfachen Küchengeschirr, zu jeder Gelegenheit benutzte. Es war aus größerem, manchmal sogar stark mit Quarz gemagertem Ton hergestellt, so daß sich ihre Oberfläche rau anfühlte, weshalb man diese Keramik auch als rauhwandige Ware bezeichnet. Dieser Machart entsprechend war auch die Wandstärke des Geschirres kräftig. Die Faltenbecher hingegen zählen zur glattwandigen Ware, denn sie bestehen aus einem feiner geschlämmten Ton mit feiner Magerung, und ihre Oberfläche ist glatt. Manche sind so fein,

daß sie sich richtig samtig anfühlen. Dementsprechend sind solche Gefäße auch sehr dünnwandig.

Eine sehr häufige Form ist die der rauhwandigen, weiten Schüssel (Abb. 12), die zusammen mit einem gemeinhin als „Kochtopf“ bezeichneten Topf (Abb. 12) als das eigentliche Kochgeschirr angesehen werden muß. Ihr Rand pflegt bei den Waiblinger Exemplaren annähernd waagrecht nach außen geschlagen und gerillt zu sein, wobei es bei der Ausbildung des Randes natürlich Varianten gibt. Sie sind weitmundig, und auf sie passen tönernerne Deckel, die in der Mitte einen Knopf zum Anfassen haben. Ob der Kochtopf, wie er genannt wird, wirklich immer als solcher aufzufassen ist, mag dahingestellt bleiben. Die Waiblinger Stücke haben oft einen sehr kleinen Mündungs-Durchmesser, und man kann sich nur schwer vorstellen, wie hier eine Hausfrau eine Suppe, einen Brei oder ähnliches habe umrühren können. Ist das bei weitmundigen Stücken noch möglich, so wird

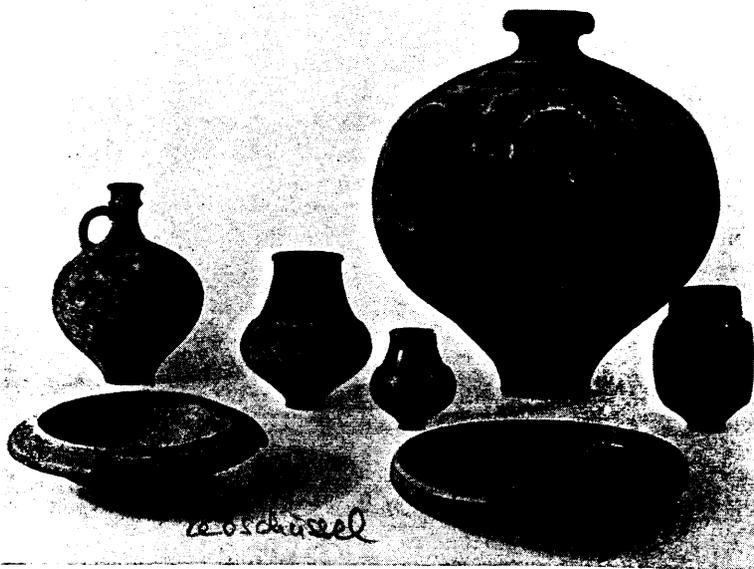


Abb. 11 (oben): Gebrauchskeramik. Krug mit breit gekehltem Rand, Faltenbecher und glatter, bauchiger Becher mit konischem Hals, großer, bemalter Krug, Faltenbecher, Reibschüssel und flacher Teller.

Abb. 12 (unten): Topf, Dreihenkelkrug, Zweihenkelchale, Schüssel, Krug, Faltenbecher und zwei Teller

man andere vielleicht eher als Vorratsgefäße für Mehl, Salz oder andere Nahrungsmittel ansehen müssen.

Eine weniger häufig auftretende Form ist die der Reibschüssel, die man so wegen ihrer außerordentlich rauhen Innenfläche genannt hat (Abb. 11). In sie sind nämlich besonders große Quarzkörner eingelassen worden, so daß sie wie eine Reibe aussieht. Ihr weit nach außen umgeschlagener, meist mehr oder weniger abwärts geneigter Rand besitzt einen Ausguß, der darauf hindeutet, daß man aus dieser Schüssel Flüssigkeiten gegossen hat. Eine solche Benützung macht aber ihre Verwendung als Reibschüssel wiederum sehr wenig glaubhaft, und so ist der Gedanke geäußert worden, ob man sie nicht bei der Milchverarbeitung benutzt haben könnte. Vielleicht hat man in ihr Milch zum Säuern aufgestellt — die rauhe Oberfläche ist selbst nach einer Reinigung nach Gebrauch immer noch ein idealer Wohnsitz für Säurebakterien — und der Ausguß hat dann dazu gedient, die Molke abzugießen.

Teller sind sowohl in glatter wie in rauhwandiger Ausführung vorhanden. Bei den rauhwandigen, die man aus Feuer rücken konnte, darf man wohl an Pfännchen denken, während die glattwandigen eher als das eigentliche Eßgeschirr zu betrachten sind. Sie gibt es in zahlreichen Ausführungen, etwa große und ganz flache (Abb. 11), solche mittlerer Größe mit etwas höherem Rand und kleine, deren Rand sehr hoch ist (Abb. 12), so daß sie fast kleinen Schalen gleichen. Manche sind mit roter Farbe gestrichen, um so die begehrte, aber auch sehr teure Sigillata nachzuahmen.

Unter den Trinkgefäßen sind die Faltenbecher mit zylindrischem, geripptem Hals eine typische Waiblinger Form. Sie werden Faltenbecher genannt, weil

man ihre Wand eingedellt hat, so daß sie aussieht. Faltenbecher in verschiedenen Größen. Außerhalb fanden sich ihre ganzen Nest in der Lagerhaus. Vereinzelt für Waiblingen sind Faltenbecher mit hohen und leicht nach außen sowie auch der Faltenbecher mit hohen

Sehr zahlreich sind in verschiedenen Krügen vorhanden. Die einen sind ge mit wulstigem Rand besitzen nur Körper ist etwa bauchig (Abb. 11). Dreihenkelkrüge wieder sind sehr große Exemplare wichten wegen man mußten. Als Besondere auf ihrer Schulter umlaufenden Zahngar auf manchen findet, sowie kleine paarweise, ebenfalls angebracht worden sehe, sind sie für Krüge ganz charakteristisch. Alle diese genannt in großer Zahl gegen sind vereinzelt hinsichtlich nicht in den senprogramm gehen wir etwa einen Krug aus Ton, der einer umgeschlagenen Rand tropfende Wachs an ein Tintenfaß (Spezial) vorhanden, und vereinzelt Scherben von Römischen Tierprotome, die bei gehören. Vielleicht danken auch bei Dreihenkellosen Krügen

cht e ls Vor-
Salz oder andere
ehen müssen.

auf tretende Form
üssel, die man so
ordentlich rauhen
hat (Abb. 11). In
nders große Quarz-
worden, so daß sie
ieht. Ihr weit nach
er, meist mehr oder
eigter Rand be-
der darauf hindeu-
eser Schüssel Flüs-
hat. Eine solche
ber ihre Verwen-
del wiederum sehr
nd so ist der Ge-
rden, ob man sie
herverarbeitung be-
Vielleicht hat man
Säuer fgestellt
iche ist selbst nach
ch Gebrauch im-
ler Wohnsitz für
nd der Ausguß hat
die Molke abzu-

in glatter wie in
ührung vorhanden.
gen, die man ans
e, darf man wohl
en, während die
als das eigentliche
hten sind. Sie gibt
usführungen, etwa
e (Abb. 11), solche
t etwas höherem
deren Rand sehr
so daß sie fast
hen. Manche sind
ricken, um so die
sehr teure Sigilla-

ßen sind die Fal-
rischem, geripptem
Waiblinger Form.
cher genannt, weil

man ihre Wand in Längsrichtung ein-
gedellt hat, so daß diese wie gefaltet
aussieht. Faltenbecher gibt es in allen
Größen. Außerordentlich zahlreich
fanden sich ihre Scherben in einem
ganzen Nest in dem zuvor erwähnten
Lagerhaus. Vereinzelt Sonderformen
für Waiblingen sind der konische Fal-
tenbecher mit hochliegender Schulter
und leicht nach außen biegender Rand
sowie auch der bauchige Falten-
becher mit hohem, konischem Hals.

Sehr zahlreich sind dann wieder die
verschiedenen Krüge bzw. Amphoren
vorhanden. Die einfachen kleinen Krü-
ge mit wulstigem oder breit gekehltem
Rand besitzen nur einen Henkel. Ihr
Körper ist entweder eiförmig oder
bauchig (Abb. 11). Die Zwei- und Drei-
henkelkrüge wiederum sind ausschließ-
lich sehr große Exemplare, die ihres Ge-
wichtes wegen mehrere Henkel haben
mußten. Als Besonderheit besitzen sie
auf ihrer Schulter am Halsansatz einen
umlaufenden Zahnkranz, der sich so-
gar auf manchen Einhenkelkrügen fin-
det, sowie kleine Warzen, die, meist
paarweise, ebenfalls auf der Schulter
angebracht worden sind. Soweit ich das
sehe, sind sie für die Waiblinger Ge-
fäße ganz charakteristisch.

Alle diese genannten Gefäßtypen kom-
men in großer Zahl vor. Selten hin-
gegen sind vereinzelt Formen, die of-
fensichtlich nicht in das laufende Mas-
senprogramm gehört haben. Da haben
wir etwa einen kleinen Kerzenhalter
aus Ton, der einen umlaufenden, hoch-
geschlagenen Rand besitzt, um das ab-
tropfende Wachs aufzufangen, ein klei-
nes Tintenfaß (Spardose?) ist ebenfalls
vorhanden, und vereinzelt fanden sich
Scherben von Räuchergefäßen oder
Tierprotome, die beide zu Kultgefäßen
gehören. Vielleicht dürfen unsere Ge-
danken auch bei den großen roten,
henkellosen Krügen in diese Richtung

wandern, auf deren Außenseite in wei-
ßer Farbe eine Bemalung aus halb-
kreisförmigen Strahlenkränzen und
roh hingeworfenen Bäumchen zu se-
hen ist.

Wenn wir die Gleichmäßigkeit und
auch Gleichförmigkeit der Waiblinger
Gefäße betrachten, die ja weitgehend
nach Schablonen gedreht worden sind,
dann können wir nicht mehr nur an
einen etwas größeren Handwerksbe-
trieb denken, sondern hier hat ein gut
durchorganisierter, fast industrialisier-
ter Betrieb seine Tätigkeit ausgeübt.
Wie wir eingangs bemerkt haben, fan-
den sich ungefähr 20 Tonnen Scherben,
die doch zum größten Teil von Ge-
fäßen stammen, die sich aus irgend-
einem Grunde nicht mehr verkaufen
ließen, sei es, daß sie fehlerhaft ge-
brannt waren, sei es, daß sie sonst zu
Schaden kamen. Da man sich aber
sicherlich bemühte, den Ausschuß mög-
lichst gering zu halten, um wieviel
größer muß dann die Masse der Kera-
mik sein, die fehlerfrei weit ins Land
verkauft wurde? Das Gelände, das wir
untersucht haben, mißt rund gerech-
net 40×50 m, ist also 2000 qm groß.

Wir wissen mit Sicherheit, daß wir
die Grenze des Töpfereigeländes zwar
im Westen, nicht aber im Norden und
Süden erreicht haben, daß es also noch
wesentlich größer gewesen ist, als wir
es jetzt überblicken können. Seiner
vermutlichen Ausdehnung nach dürfen
wir daher annehmen, daß die Waib-
linger Manufaktur zu ihrer Zeit eine
große Bedeutung besessen und einer
großen Porzellanfabrik von heute in
nichts nachgestanden haben wird. Und
ganz sicher bildete sie für das römische
Waiblingen einen bedeutenden Wirt-
schaftsfaktor.

Eine der wichtigsten Fragen ist wohl
stets die nach dem Alter der Töpferei.
Direkte Anhaltspunkte haben wir aus
dem Fundmaterial nicht gewinnen kön-

nen, wenn wir eben von der bisher
noch unbearbeiteten Keramik einmal
absehen. Die wenigen Münzen, die ans
Tageslicht kamen, beginnen zwar mit
Domitian, gehören also an das Ende
des 1. Jahrhunderts n. Chr., doch will
dies wenig besagen, wenn man an die
lange Umlaufzeit denkt, die solche
Bronzemünzen gehabt haben können.
Gespannt sein dürfen wir auf die Aus-
wertung der Sigillaten, denn von die-
ser Seite her erhoffen wir uns einige
Aufschlüsse. Bis dann die übrige Ke-
ramik bearbeitet werden kann, müs-
sen wir uns in der Frage nach dem
Zeitpunkt der Gründung und dem
vermutlichen Auflaffen der Töpferei
nach dem bisher Bekannten richten.
Hier wissen wir, daß der Neckarlimes
unter Domitian um 90 n. Chr. errich-
tet worden ist, Waiblingen zu jener
Zeit also noch im Limesvorland lag.
Erst unter Antoninus Pius wird 155
n. Chr. der obergermanisch-rätische Li-
mes gebaut, so daß der Beginn der
Töpferei in die Jahre nach diesem Er-
eignis fallen sollte.

Da aber die Alemannen den Limes seit
233 n. Chr. wiederholt durchbrechen,
bis sie ihn 259/60 endgültig überren-
nen können, kann die Töpferei auch
keinen längerwährenden Bestand ge-
habt haben. Wahrscheinlich wird ihre
Tätigkeit mit den ersten Unruhen zu-
rückgegangen sein, denn wenn sie auch
zunächst noch weit vom Schuß lag,
so dürfte ihr, weil das Land allmählich
von der zivilen Bevölkerung geräumt
wurde, ein großer Teil des Absatz-
marktes verloren gegangen sein. Wir
können ihr also für ihre Produktion
einen Zeitraum von achtzig, günstig-
stenfalls von rund hundert Jahren ein-
räumen. Ob diese Überlegungen zu-
treffen oder ob sich Gesichtspunkte er-
geben, die uns zwingen, unsere Vor-
stellungen in diesem Punkte zu ändern,
muß noch abgewartet werden.